

## **Es gilt das gesprochene Wort**

**Sperrfrist 18.9.2009 17.00 Uhr**

**Landesbischof Dr. Johannes Friedrich**

**Predigt im Gottesdienst zur Eröffnung der interkulturellen Woche**

**am 17.9.2009 im Dom zu München**

**Text: Lk 10,25-37**

Liebe Gemeinde von Nah und Fern,  
wir haben gerade ein Gleichnis gehört, das den meisten von uns von Kindheit an vertraut ist. So sind wir nicht mehr wirklich betroffen, wenn wir hören, dass da ein Mann unter die Räuber fällt. Es überrascht uns auch nicht mehr, dass zwei Geistliche an dem Verletzten vorübergehen und ausgerechnet ein Fremder, dem – damals wie heute – Ängste und Vorbehalte entgegenschlagen, sich des Verwundeten erbarmt. Samariter sind in unserem Sprachgebrauch nun einmal zu Menschen geworden, die helfen. Nichts Überraschendes.

Nein, es überrascht uns nicht. Und doch – in diesen Tagen gewinnt der alt vertraute Text an beklemmender Aktualität. Wir können ihn und das Motto: „Misch mit“ in dieser interkulturellen Woche gerade hier in München nicht ohne Trauer und Bestürzung hören.

Ein Mensch verhält sich menschlich, vorbildlich. Er sieht Kinder in Bedrängnis, er schaut nicht tatenlos zu, wie sie angegriffen werden, sondern mischt sich ein. Er versucht, dem Rad in die Speichen zu fallen, ruft die Polizei, greift besonnen und nüchtern ein, möchte vermitteln – und wird dafür zu Tode geprügelt.

Das ist nicht irgendwo geschehen, sondern hier in München, direkt vor unserer Tür. Ein Samariter hat mit dem Leben bezahlt. Das scheint doch genau das zu sein, was die beiden Geistlichen fürchten, die im Gleichnis an dem Verletzten vorüber gehen: Ich, wir könnten die nächsten Opfer sein.

Es ist paradox: die Furcht, die Nächsten zu sein, hindert sie daran, dem Verwundeten zum Nächsten zu werden.

Liebe Gemeinde,

Sie haben eine Ikone aus dem Bilderschatz dieser Kirche vor sich liegen. Diese sehr ungewöhnliche Darstellung fasst die Angst ins Bild: Die Räuber sind noch in der Nähe, einer dreht sich noch einmal zu dem Opfer um – wer sagt denn, dass er nicht umkehrt, und sich jetzt an dem Helfer schadlos hält? „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um“. Das ist doch genau die Furcht von so vielen, die schweigend zusehen, wo Menschen leiden, die Unrecht geschehen lassen und gerade damit zu Mittätern werden.

Oft entscheidet es sich in einem Bruchteil von Sekunden, ob wir uns menschlich verhalten oder uns abwenden, ob wir zum Nächsten werden, oder vorübergehen. Oft genug bleiben hinterher nur Scham und das Entsetzen über die eigene Mut- und Hilflosigkeit.

Ich kann uns gerade nach den Vorkommnissen in Soln diese Angst nicht nehmen. Sich einzumischen, zu helfen, Zivilcourage zu zeigen, ist auch gefährlich. Das bestreitet auch die Geschichte vom barmherzigen Samariter nicht. Trotzdem ist es ein Gebot der Menschlichkeit, anderen beizustehen, wollen wir nicht der Willkür und der Gewalt das Feld überlassen. Einer Gewalt, die uns auch deswegen so lähmt und betroffen macht, weil sie so unberechenbar ist und überall aufbrechen

kann. Die S-Bahnhaltestelle im „gutbürgerlichen“ Solln vor einer Woche, gestern der erschreckende Amoklauf an einer Schule in Ansbach, und morgen? – immer wieder stehen wir hilflos und voller Entsetzen davor. Gewalt trifft uns unvermittelt und zwingt uns, uns dazu zu verhalten – ob wir das wollen oder nicht. Und je mehr wir uns daran gewöhnen, je mehr Menschen schweigend zusehen und vorbeigehen, desto ungestörter können einige Gewalt ausüben.

Wie gut, dass es auch Menschen gibt, die bewusst dort einspringen, wo andere hilflos sind. Gestern in Ansbach waren 25 Notfallseelsorger vor Ort, haben beruhigt, getröstet, deeskaliert – auch sie Samariter der heutigen Zeit. Sie machen Mut, selbst, nicht unbeteiligt zu bleiben. Denn die Erfahrung zeigt, dass dort, wo Menschen zu Hilfe eilen, , auch andere Mut fassen Hilfsbedürftigen beizustehen .

So wird das Motto dieser interkulturellen Woche gerade hier in München zur trotzigsten Mahnung gegen die Angst: Lasst euch nicht entmutigen, mischt euch ein! „Misch mit!“ Nur wer selbst aktiv wird, nur wer die Furcht überwindet, der kann auch der Lähmung entgehen. Das betrifft nicht nur die Momente, in denen es um Leben und Tod geht, wie gerade in Solln. Das betrifft jeden Augenblick, in dem wir gefragt sind, uns einzusetzen für die Rechte von Menschen, die selbst wenig Rechte haben und unsere Stimme zu erheben für die, die keine Stimme haben.

Einmischen kann eingeübt werden: Im gezielten Hinsehen auf die Missstände in unserem Land, im sensiblen Hinhören auf falsche Zwischentöne in der großen Politik und im Gespräch mit Freunden, sowie im mutigen Eintreten gegen Ungerechtigkeit vor Freund und Feind.

Gerade dazu möchte die interkulturelle Woche anregen. Und ich bin sehr dankbar dafür, dass sie Jahr für Jahr eine Woche lang unser Augenmerk auf ein Thema lenkt, das eigentlich täglich in unserem Bewusstsein sein sollte: Das spannungsreiche Miteinander der Kulturen und insbesondere die Situation von Flüchtlingen in unserem Land. Denn genauso, wie seine Gastfreundschaft etwas über das Herz eines Menschen aussagt, so verrät der Umgang eines Landes mit Menschen, die in ihm Zuflucht suchen, viel über seine Werte und über seine Seele. Und es liegt an unserer Politik, aber auch an uns, unserer Wachsamkeit, unserem Mitgefühl und unserem Engagement, unser Land offen und herzlich zu gestalten: Misch Mit!

Dieses Motto richtet sich an alle von uns: Nicht gleichgültig zu bleiben, dem gegenüber, wie Menschen in unserem Land leben müssen.

Denn es gibt viele, denen wir das Mitmischen verwehren. 100.000 Flüchtlinge aus der ganzen Welt leben geduldet in Deutschland – zum Teil seit vielen Jahren. 100.000 Menschen, die unsere Gesellschaft bereichern könnten, aber überwiegend zum Nichtstun verdammt sind. Menschen, die von uns zum Teil nur deshalb ähnlich Verbrechern behandelt werden, weil sie aus den unmenschlichen Bedingungen in ihrem Land geflohen sind, die auf unsere Gastfreundschaft hofften und Verwahrung erhalten haben. Trotz aller Erschwernisse haben sie hier Wurzeln geschlagen. Und doch müssen sie jahrelang in Lagern leben, müssen Jahr für Jahr bangen, ausgewiesen zu werden, und dürfen entweder gar keine Arbeit ausüben, oder nur dann, wenn kein Deutscher für diese Arbeit in Frage kommt.

„Wir essen, wir trinken, wir schlafen, aber wir sterben daran!“ sagt Nissrin Ali. Die staatenlose Kurdin lebt seit sechs Jahren in einem Asylbewerberheim in Bayreuth. Seit ihrer Ankunft in Deutschland wurden

ihr Steine in den Weg gelegt, sie erhielt keine Erlaubnis, eine Ausbildung zu machen, durfte sich nicht frei in Deutschland bewegen und lange nicht arbeiten. Dennoch mischt sie sich ein: Sie ist zur Vorkämpferin geworden für die Rechte der Flüchtlinge, die zum Teil unter unwürdigen Bedingungen leben. Erst vor zwei Wochen hat sie für ihren Einsatz den Menschenrechtspreis von pro Asyl erhalten. Menschen wie sie benötigt unsere Gesellschaft: Engagiert, mutig, bereit, ihre Interessen zu vertreten und mitzumischen. Eine Aufenthaltserlaubnis hat sie nicht.

Die Bleiberechtsregelung, die 2007 beschlossen wurde, betrifft Nissrin Ali nicht, weil sie erst zu kurz in Deutschland wohnt. Dennoch war diese Regelung ein Schritt in die richtige Richtung. Gut 35.000 geduldete Menschen - Familien, die zu einem Stichtag mindestens sechs Jahre und andere Flüchtlinge, die mindestens acht Jahre in Deutschland gemeldet waren – haben davon profitiert. Endlich durften sie sich eine Arbeit suchen. Endlich hatten sie die Möglichkeit, ihr Leben selbst zu gestalten und ihren Unterhalt selbst zu bestreiten. Jetzt, drei Jahre später, sehen wir jedoch, dass diese von mir sehr begrüßte Regelung zu kurz greift und leider nicht die erhoffte Wirkung entfalten konnte. Denn nur wenige konnten die Kriterien erfüllen, die sie zum Bleiben berechtigt hätten. Die Gründe dafür sind so vielfältig wie die Menschen und ihre Schicksale.

Ein Kurde zum Beispiel hat den Stichtag nur knapp verpasst. Weil er eine Woche zu spät in Deutschland einreiste, gilt die Bleiberechtsregelung nicht für ihn. Eine ukrainische Migrantin erhält keine Aufenthaltserlaubnis, weil sie keinen Pass hat – den erhält sie nur, wenn sie in der Ukraine wohnt. Ein irakischer Schichtarbeiter muss

zwischen seiner Arbeit und dem <sup>6</sup> Abendsprachkurs wählen – so kann er seine Deutschkenntnisse nicht im geforderten Maß verbessern.

Weil die meisten Flüchtlinge 2007 noch keine Arbeit nachweisen konnten, erhielten sie die Aufenthaltserlaubnis nur auf Probe. Viele befürchten nun zu Recht, mit Ablauf dieses Jahres keine Verlängerung zu erhalten. Weil ihr Verdienst nicht ausreicht, ihren Lebensunterhalt zu finanzieren oder weil sie aufgrund von Traumatisierung ihre Arbeit abgebrochen haben, müssen sie fürchten, in die Duldung zurückzufallen und der Unsicherheit wieder ausgeliefert zu sein.

Solange wir nicht lernen, Migranten als Menschen zu sehen, die mitmischen wollen und unser Land bereichern können, so lange wir in Deutschland Gesetze haben, die zur Abschreckung und Abwehr, nicht zur echten Aufnahme dienen, brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn echte Integration nicht gelingt. Wie können wir von Flüchtlingen verlangen, sich zu integrieren, wenn wir ihnen gleichzeitig die Möglichkeit verweigern, sich langfristig in Deutschland zu verwurzeln? Wir wollen ihnen das Menschenrecht auf Unversehrtheit an Leib und Leben gewähren, und sie gleichzeitig fern halten von unserem Leben. Ja, wir sehen uns gerne als die Barmherzigen Samariter, solange unser Einkommen, unsere Arbeitsplätze und unser Wohlstand nicht bedroht sind.

„Wer ist mein Nächster?“ fragt der Schriftgelehrte Jesus. Er fordert Differenzierung: Wem muss ich wie viel Liebe entgegenbringen? Wie viel meiner Familie? Wie viel meinem Mitbürgern? Wie viel dem Flüchtling, der unter uns lebt? Wie viel den fernen Nächsten, in Pakistan und Kamerun? Die Differenzierung ist durchaus sinnvoll. Denn universale Nächstenliebe bleibt eine abstrakte Forderung und führt nicht zur Tat.

Doch Jesus dreht die Frage um: Nicht, wer mein Nächster ist, spielt eine Rolle, sondern wem ich zum Nächsten werde. Es entscheidet sich jeden Tag, jeden Moment, jede Stunde neu, wo ich als Nächster als Nächste gefragt bin. In der Straßenbahn oder im Einsatz für die Asylbewerber in meinem Heimatort. In der Begegnung mit meinen muslimischen Nachbarn oder im politischen Engagement, weil mir das Schicksal der Flüchtlinge nahe geht. Manchmal entscheidet der Bruchteil einer Sekunde, ob ich Nächster oder Vorübergehender bin. Manchmal wachse ich langsam in die Rolle des Nächsten hinein.

Doch wie wird der Samariter zum Nächsten? Im Gleichnis hören wir: Er jammerte ihn. Andere übersetzen: Es ging ihm durch und durch. Der Fremde bleibt dem Samariter nicht fremd. Er berührt ihn, kommt ihm körperlich nah. Er fühlt mit dem anderen und es jammert ihn. Damit geht es an: Dass wir verletzlich bleiben und uns anrühren lassen, immer wieder neu. Dass wir nicht abstumpfen: Nicht gegen die unmittelbare Not vor unseren Augen, aber auch nicht gegenüber der Not von Menschen, die in unserem Land leben und von deren Los wir vielleicht nur in der Zeitung erfahren. Echtes Mit-Gefühl, echte Empathie drängt zur Tat. Es ist nicht mehr möglich, unbeteiligt zu bleiben im Angesicht des Leidens.

Das hat Dominik Brunner gespürt, das erfahren alle, die in der Notfallseelsorge tätig sind, das wissen alle, die sich einlassen auf das Schicksal von Flüchtlingen. Das weiß auch der Samariter, der, wie es wunderbar auf der Ikone dargestellt ist, den körperlichen Kontakt nicht scheut, sondern als verwundbarer Mensch dem Verwundeten beisteht.

„Liebe deinen Nächsten, denn er ist wie du!“ übersetzen Buber-Rosenzweig das Liebesgebot im Alten Testament. Echtes Mitgefühl

bedeutet, in dem anderen etwas von sich selbst zu sehen: von dem eigenen Leid, von dem eigenen Lebenswillen, von der eigenen Angst. Was, wenn wir Verfolgung leiden müssten? Was, wenn wir in Fremden Land Heimat suchten? Wie würde es uns ergehen? Zu acht in einem engen Gang, perspektivlos und ständig in der Ungewissheit, wie es weitergeht? „Liebe deinen Nächsten, denn er ist wie du“, verletzlich und furchtsam, couragiert und feige – und ein Bild Gottes. Wie können wir anders, als uns einzumischen, als Anwalt der Schwachen zu sein?

Mitmischen, liebe Gemeinde, darum geht es auch in einer guten Woche. Darum, mitzubestimmen, wie unser Land aussehen soll. Denen Stimme zu verleihen, die keine Stimme haben und die kein Recht haben, selbst mitzumischen. Auch wenn es oft nicht so scheint – jede Stimme ist wichtig. Wir dürfen weder denen das Feld überlassen, die nur noch in der Gewalt einen Ausweg sehen, noch denen, die schamlos und offen von Überfremdung reden und eine Ausweisung unserer ausländischen Mitbürger fordern. Rechtsextreme dürfen nie wieder mächtig werden in unserem Land. Denn die Vielzahl der Kulturen und Menschen mit ihren eigenen Traditionen gehören längst zu unserem Land und macht es reich und schön, ist einmal spannungsreich und dissonant, dann wieder harmonisch und froh – aber immer bunt. Das gilt es zu bejahen und zu fördern. Gebe Gott, dass es uns gelingt. Und gebe Gott, dass wir die Augenblicke nicht versäumen, in denen wir als Nächste gefragt sind.

Denn der Samariterdienst, der von uns erwartet wird, ist nicht einfach nur ein Akt bloßer Nächstenliebe. Darauf weist uns der Anfang dieser Geschichte hin, der mit der Frage beginnt: „*Meister, was muss ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe?*“ Die Geschichte vom barmherzigen Samariter steht damit im unmittelbaren Zusammenhang vom Weltgericht. Es geht also nicht nur um den Dienst an den Menschen, die

unserer Hilfe bedürfen, sondern auch darum, Gott die Ehre zu geben. An anderer Stelle sagt Jesus pointiert: „*Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan*“ (Mt 25,40). In der Begegnung mit dem Menschen, der meine Hilfe braucht, findet also immer auch eine Gottesbegegnung statt. In den Nächsten, von denen Jesus spricht, in dem, der von Tritten verletzt am Boden liegt, im verängstigten Asylbewerber, aber auch im verzweifelten Schüler, der keinen Ausweg mehr sieht, begegnet uns Gott selbst. Aus den Augen der Opfer und Hilfesuchenden – damals wie heute! – schaut uns Gott an.

Und weil Gott selbst es ist, der uns aus den Augen der Nächsten anschaut, ist er es auch selbst, der uns die Kraft zum Handeln gibt. Davon können Notfallseelsorger und Notfallseelsorgerinnen und Menschen, die sich aus ihrem Glauben heraus für andere einsetzen berichten. Denn nur deshalb, weil wir uns geliebt wissen, ist es uns möglich, Liebe weiterzugeben, völlig ohne Hintergedanken und ohne etwas für uns selbst zu wollen: denn wir sind ja schon geliebt. So können wir unsererseits Gott lieben – und – so sagt es uns das Doppelgebot, das im Zentrum der Erzählung vom Barmherzigen Samariter steht, dann werden wir auch unseren Nächsten lieben. Das Doppelgebot der Liebe beinhaltet in sich schon die richtige Reaktion: Weil Gott uns schon immer liebt und dies im Kommen seines Sohnes zu uns Menschen hat deutlich werden lassen, in seinem Leben, Sterben und Auferstehen, darum können und dürfen und wollen wir auch Gott lieben und darum werden und wollen wir auch unseren Nächsten lieben.

Gott helfe uns dabei. Amen.